

Themen der Weisheitslehren

ebö

auf dem Wege zur Weltgemeinschaft

Brockhaus Enzyklopädie

Wie wird der Tod zum Freund.

Im Gespräch: Claudia Bausewein

Über die Angst vor dem Tod

Nachdenken über das Ende: *In seinem Buch*

„Nichts, was man fürchten müsste“ stellt sich Julian Barnes

der Problematik des Todes und begibt sich auf eine Reise
durch die Ideengeschichte der Menschheit

Weisheitslehre der lebendigen Ethik

Tod

Lexikon

Brockhaus Enzyklopädie

Tod [ahd. töt, zu touwen ›sterben‹, eigtl. ›betäubt, bewußtlos werden‹], Zustand eines Organismus nach dem irreversiblen Ausfall der Lebensfunktionen. Als Abschluß eines Alterungsprozesses, dem jedes Lebewesen von Geburt an unterworfen ist, ist der T. genetisch programmiert und somit ein in der organ. Verfassung des Lebens begründetes biolog. Ereignis; nur Einzeller besitzen eine potentielle Unsterblichkeit, da ihre Zellteilungen unter geeigneten Bedingungen auch über Tausende von Generationen keine Alterungsvorgänge erkennen lassen. – Von dem T. anderer Lebewesen unterscheidet sich der menschl. T. dadurch, daß der Mensch mit dem Bewußtsein seiner eigenen Sterblichkeit begabt ist und daher bes. der menschl. T. ebenso wie das → Leben über die biolog. Gegebenheiten hinaus auch metaphys. Erklärungen herausfordert.

Text vom jungen Mozart,
„Ich mache mir den Tod
zu meinem Freund,
damit er später
mich nicht
überrascht.“

Sterben dürfen

Biologische und medizinische Aspekte

Der Ausfall der Lebensfunktionen ist Folge des Verlustes der dem lebenden Organismus innewohnenden Systemeigenschaften, die die Aufrechterhaltung des Fließgleichgewichtes gewährleisten, das seinerseits Voraussetzung für die Aufrechterhaltung des für lebende Organismen charakteristischen hohen Ordnungsgrades ist. Phylogenetisch ist der T. des Individuums Grundbedingung für die Evolution der Arten, die nur in der Abfolge der Generationen stattfinden kann und die Weiterentwicklung und angepaßte Ausbreitung der Arten und die Entwicklung neuer Lebensformen ermöglicht. Aus medizin. Sicht tritt der T. als Folge von Krankheitsprozessen und Alterungsvorgängen (**natürlicher T.**) oder aufgrund äußerer Einflüsse wie Gewalteinwirkungen oder Vergiftungen (**unnatürlicher T.**) ein. Der dem T. vorausgehende Prozeß des Sterbens wird i. d. R. durch den Ausfall einer der drei miteinander verbundenen lebenswichtigen Funktionen von Atmung, Kreislauf und Zentralnervensystem eingeleitet; entsprechend der Ursache ist zw. **Lungen-T.** (Lungenembolie), **Herz-T.** (Herzstillstand) und **Gehirn-T.** (bei Schlaganfall oder Hirntrauma) zu unterscheiden. Sind die Lebensvorgänge noch vorhanden, jedoch so stark eingeschränkt (›Vita minima‹), daß sie nur durch sorgfältige, v. a. apparative Untersuchung (Elektrokardio- und Elektroenzephalogramm) nachweisbar sind, spricht man von → Scheintod. Der Gesamt-T. ist vom Partial-T., dem Absterben einzelner Zellen oder Organe, abzugrenzen. Dieser kann sowohl vor als auch (wegen der unterschiedl. Überlebensdauer der versch. Organe) nach dem Gesamt-T. auftreten.

So wie das Phänomen des Lebens ist auch der T. als Ende der Lebensfunktionen nicht eindeutig physikalisch-chemisch definierbar; problematisch ist v. a. die Bestimmung des Zeitpunkts des endgültigen Todeseintritts (›point of no return‹). Galt früher der Stillstand des Herzens und der Atmung (**klinischer T.**) als sicheres Todeszeichen, ist heute in diesem Zustand aufgrund der Möglichkeiten der Intensivmedizin bei rechtzeitigem Eingreifen eine Wiederbelebung möglich; vegetative Funktionen können auch nach erfolgtem Hirn-T. noch lange apparativ aufrechterhalten werden, obwohl der Mensch als (biologisch) tot anzusehen ist. Als Kriterium des **biologischen T.** (Zentral-T., Individual-T.) gilt heute der durch den anhaltenden Ausfall der Hirnfunktionsströme im Elektroenzephalogramm nachweisbare Organ-T. des Gehirns (Großhirn und Hirnstamm; → Hirntod), da dieser bei Verzicht auf apparativen Ersatz von Kreislauf und Atmung unausweichlich zum Funktionsverlust des Organismus als eines Ganzen führt. Wegen der Möglichkeit der Aufrechterhaltung einzelner Lebensfunktionen und des Weiterlebens transplan- tierter Organe ist T. also nicht als Funktionsverlust

des gesamten Organismus, d. h. aller seiner Teile, zu definieren (→ Transplantation). An den Funktionsausfall schließt sich die stoffl. und strukturelle Auflösung aufgrund der Wirkung bakterieller Enzyme und der Autolyse durch Zellenzyme an, die durch die Todeszeichen an der → Leiche erkennbar wird.

Thanatopsychologie

Die interdisziplinär ausgerichtete wiss. Erforschung von Sterben und T. wird als Thanatologie bezeichnet. Sie berührt sowohl medizin. als auch psycholog., soziolog., philosoph., theolog. und jurist. Aspekte des Themas. Gegenstand der Thanatopsychologie sind Erleben bzw. Einstellung und Verhalten von Mensch und Gesellschaft zu Sterben und T. Mittels empir. Studien wird angewandte Grundlagenforschung betrieben, deren Erkenntnisse u. a. für die psychosoziale Betreuung Sterbender im Sinne der Sterbebegleitung (→ Sterbehilfe) nutzbar gemacht werden. Die Gesamtheit aller kognitiven Bewußtseinsinhalte einschließlich der dazugehörigen Gefühle, die einem Menschen zur Beschreibung und Erklärung des T. zur Verfügung steht, wird **Todeskonzept** genannt. Die kindl. Entwicklung unterschiedl. ›Subkonzepte‹ wie der Einsicht in das Aufhören aller Körperfunktionen (Nonfunktionalität), in die Kausalität, Universalität und Irreversibilität des T. zeigt Parallelen zur geistesgeschichtl. Genese des Todesbewußtseins. Drei- bis fünfjährige Kinder betrachten Totsein als abgestuftes Lebendigsein und als vorübergehenden Zustand (vorgestellt als Schlaf oder Reise), der durch äußere Gewalteinwirkung herbeigeführt wird. Erst im Alter von neun und mehr Jahren entwickelt sich ein der Realität entsprechendes Todeskonzept, das wahrscheinlich emotional mit größerer Angst verbunden ist.

Einer der Hauptforschungsgegenstände der Thanatopsychologie ist die ›Angst vor Sterben und T.‹; ein mehrdimensionales Konstrukt, das die Komponenten ›Angst vor dem eigenen Sterben‹ (z. B. vor Schmerz, Isolation), ›Angst vor dem Sterben anderer‹ (z. B. vor Hilflosigkeit), ›Angst vor dem eigenen T.‹ (z. B. vor dem Unbekannten, dem ›Nachher‹, der Vernichtung des Körpers) und ›Angst vor dem T. anderer‹ (z. B. vor dem Verlust) beinhaltet. Nach den bisherigen empir. Befunden zeichnet sich u. a. ab, daß Frauen eine stärkere Angst als Männer äußern, daß in hohem Alter die Angst eher schwächer wird, daß emotionale Labilität mit der Angst vor Sterben und T. positiv korreliert und Personen mit einem gefestigten, in sich geschlossenen Weltbild (z. B. ausgeprägter Religiosität) eher geringe Angst aufweisen. Die Angst kann ganz zurücktreten, wenn T. z. B. als friedl. Lebensende, als Erlösung von Leiden und Schmerzen erfahren oder mit Hoffnungen auf ein Jenseits verbunden wird.

Die ›Phasenlehren‹ zur psycholog. Beschreibung des Sterbeprozesses werden aufgrund unzureichender empir. Grundlagen und mangelnder Differenzierung in bezug auf die Individualität des Sterbenden eher im Sinne einer vorläufigen Orientierung gewertet und sind umstritten. Das von ELISABETH KÜBLER-ROSS (* 1926) vorwiegend an Krebskranken entwickelte Schema geht von fünf Phasen aus: Einer Phase der Verneinung und des Nicht-wahrhaben-Wollens folgt eine Phase des Zornes und der Auflehnung. In einer dritten Phase kommt es zu einem ›Verhandeln‹ mit dem Schicksal (z. B. religiöse Gelübde), worauf eine Phase der Depression folgt. Die letzte Phase ist durch die Annahme der unabwehbaren Realität des T. gekennzeichnet. Erlebnisberichte von reanimierten ›klinisch tot‹ gewesenen Personen, wie sie u. a. von RAYMOND A. MOODY gesammelt wurden, die aber aufgrund mangelnder empir. Stütze ebensowenig verallgemeinert werden können, deuten auf positive Empfindungen während des Sterbens. Berichtet wird u. a. von einem ›Lebenspanorama‹ (zeitrafferartige Rückschau auf das eigene Leben), außerkörperl. Erfahrungen und einem ›Tunnelerlebnis‹, d. h. einer Wahrnehmung des Sterbens als Durchgang durch einen finsternen Tunnel, an dessen Ende ein Licht sichtbar wird, das der Reanimierte nicht erreicht. Problematisch, weil wissenschaftlich nicht haltbar, ist die Deutung solcher Berichte als Beleg für ein Jenseits (MOODY) oder als Hinweis auf die Trennung einer unsterbl. Seele vom Körper (KÜBLER-ROSS).

Tod als kulturelles Phänomen

Zur geistesgeschichtl. Genese des Todesbewußtseins wird angenommen, daß sich zunächst eine Einsicht in die Unvermeidlichkeit des T. (literarisch erstmals greifbar im Gilgamesch-Epos), dann in die Endgültigkeit des T. ausgebildet hat. Mit dem Gewahrwerden der Unausweichlichkeit des T. wurde diese Bedrohung in eine Sinnwelt eingeordnet und damit in menschlich-gesellschaftl. Lebensvollzüge in Analogie zu den Lebens- und Sterbeprozessen in der Natur integriert.

Älteste Belege für eine sinnbezogene Aneignung des T. bieten archäolog. Zeugnisse aus der Altsteinzeit, die auf Begräbnisriten und den Glauben an ein Fortleben nach dem T. schließen lassen. Aufgrund der kultur- und zeitbedingten Verschiedenheit der Todesauffassungen kann von einer ›Geschichte des T.‹ gesprochen werden. Ihren Niederschlag findet sie in Religion, Philosophie, Wiss. und Kunst.

Religiöse Sinndeutungen: Alle Religionen bieten eine Sinngebung von Leben und T., die in soziale und kosm. Zusammenhänge gestellt werden. Oft wird der T. als eine veränderte Zuständlichkeit des Menschen dem Eingriff einer fremden göttl. Macht zugeschrieben.

In der altägypt. Religion galt der T. als Durch-

gang durch das Nicht-Sein zu einem erhöhten Sein im Reich des Osiris. Einbalsamierung, Grabbeigaben und entsprechende Begräbnisstätten, bes. die Pyramiden, dienten der Bewahrung des ganzen Körpers für das neue Leben. In späterer Zeit sollten die Formeln der Totenbücher vor den Gefahren des Jenseits und einem ungünstigen Ausgang des Totengerichts schützen.

In Buddhismus und Hinduismus bewirkt der T. – konkret z. B. im Moment der Totenverbrennung – eine Auflösung des Körpers in seine Bestandteile. Die das Individuum konstituierenden Kräfte (Dharmas) im Buddhismus, bzw. im Hinduismus die individuelle Seele, gehen in ein neues Wesen (Pflanze, Tier, Mensch) ein. Nach dem moral. Vergeltungsprinzip aller Taten (Karma) bestimmt die vorherige Existenz die Qualität der Folgeexistenz. Vollkommene Weltentsagung ermöglicht eine Erlösung aus diesem Kreislauf unzähliger Wiedergeburten (Samsara) durch Eingehen in das → Nirvana.

Das A. T. als Grundlage der Todesdeutung im Judentum kennt keine einheitl. Todeskonzeption, doch werden T. und Leben nicht allein für sich, sondern in Rückbindung an Jahwe, den Herrn über Leben und T. (4. Mos. 27, 16; 1. Sam. 2, 6), verstanden. Bei Jahwe ist Leben; T. ist dementsprechend Nicht-Leben und Gottesferne, verkörpert durch die



Tod:
Reitender Tod
mit Pfeil und
Bogen und
der Tod als
Sensenmann;
Holzschnitt
aus einer
Druckausgabe
von Johannes
von Tepl's ›Der
Ackermann
aus Böhmen‹
von 1461

Vorstellung von der → Scheol. Der Totenkult spielt keine Rolle. Trost angesichts des T. spendet allein das absolute Vertrauen in Jahwe (Hiob 1, 21). ›Alt und lebenssatt‹ (1. Mos. 25, 8; 35, 19; Hiob 42, 17) zu sterben bedeutet einen guten T. zu haben. In späteren Schriften findet sich die Hoffnung auf Auferstehung (Dan. 12, 1-3) bzw. auf ein Sein bei Jahwe (Weisheitsliteratur).

Im N. T. wird die geistige Dimension von Leben und T. v. a. in den Schriften des PAULUS ausgeführt: Leben als Daseinsweise des Gläubigen und Gottesbeziehung, T. als Ausdruck und Folgeerscheinung der Sünde im Sinne von menschl. Zerrissenheit, Nichtigkeitsverfallenheit und Gottesferne (Röm. 5, 12). Indem sich das wahre Wesen von Leben und T. christozentrisch – von Leben, T. und Auferstehung JESU CHRISTI her – erschließt, geht das Christentum von der Gewißheit eines göttl. Sieges über den T. aus. Mit der Auferstehung und dem neuen Leben JESU CHRISTI ist die Macht des T. prinzipiell überwunden; jeder Gläubige hat daran teil (Joh. 11, 25 f.; Röm. 6, 8-11). Der leibl. T. gibt dem Leben eines Menschen mit seinen Grundentscheidungen eine letzte Gültigkeit, macht es ›endgültig‹. Auch wenn der T. weiterhin alle Menschen trifft und eine nicht zu verharmlosende Realität darstellt, so ist diese Realität doch relativiert.

Der Islam betrachtet den T. nicht als ›der Sünde Sold‹, sondern als in die Schöpfung eingeplantes Ereignis, das den Übergang zu einem neuen Leben darstellt. Je nach Lebenswandel sind ewige Hölle oder das Paradies als Ort der immerwährenden Freundschaft Gottes die gerechte Vergeltung (Sure 2, 81 f.).

Der T. in der Philosophie: Die philosoph. Grundfrage nach dem Sinn menschl. Existenz im Zusammenhang alles Seienden wird häufig zus. mit der Frage nach dem Sinn des T. gestellt. Diese wiederum stellt sich in versch. Teilfragen: 1) Was ist der T.? Ist er z. B. Trennung von Leib und Seele oder ist er Ende persönl. Identität? 2) Gibt es eine Hoffnung über den T. hinaus? 3) Erkenntnistheoretisch wird nach dem Woher und dem Wie des Wissens vom T. und nach der Verstehbarkeit des T. gefragt. Von der Beantwortung der ersten beiden Fragen abhängig ist 4) die Frage: Wie sollen wir uns zum T. verhalten?

Die bis in die Gegenwart reichende Vorstellung von der Unsterblichkeit der Seele im Ggs. zur Sterblichkeit des Leibes geht v. a. auf PLATON zurück. In seinem Dialog ›Phaidon‹ definiert er den T. als Befreiung der Seele vom Körper, dem ›Grab der Seele‹. Ein anderes Todeskonzept entwickelte in der Antike EPIKUR: Beim T. fallen die Atome des Körpers und der Seele auseinander; jede Wahrnehmungsfähigkeit endet. Somit geht der T. uns nichts an, ›denn solange wir sind, ist der T. nicht da; und wenn der T. da ist, sind wir nicht mehr‹.

Die Philosophie der Neuzeit zeichnet sich durch

eine zunehmende Individualisierung des T. (›Jemeinigkeit‹) aus. Nach R. DESCARTES ist T. lediglich ein biolog. Vorgang, eine ›Funktionsstörung‹ der Maschine Körper, die die individuelle unsterbl. Seele nicht betrifft. I. KANT betrachtet die Unsterblichkeit der individuellen Seele als ein Postulat der prakt. Vernunft. Da das menschl. Leben zu kurz ist, um die im allgemeinen Sittengesetz postulierte sittl. Vollkommenheit, das ›höchste Gut‹, zu erreichen, ist eine Fortexistenz der Persönlichkeit des Menschen quasi ›moralisch‹ notwendig.

L. FEUERBACH führte den Topos vom ›natürl. T.‹ ein. Der Alters-T. ist ›naturgemäß‹ und daher nicht zu fürchten. Die endgültige Realität des T. ist vom einzelnen hinzunehmen ohne jeden Trost auf eine persönl. Unsterblichkeit im Jenseits. Hoffnung bietet einzig die biolog. Unsterblichkeit in den Nachkommen bzw. das Fortleben im Gedächtnis späterer Generationen. Im marxist. Denken wird der T. des einzelnen gesellschaftl. Zielen untergeordnet und als ›Sieg der Gattung über das bestimmte Individuum‹ (K. MARX) interpretiert. Der ›Rote Held‹ (E. BLOCH) kommt ohne den ›überkommenen Trost‹ aus und geht bewußt in das Nichts.

Im Ggs. zur epikureischen und zur materialist. Auffassung führt in der → Existenzphilosophie die Ablehnung ontisch-jenseitiger Spekulation und die Annahme des T. als eines absoluten Endes individuellen Lebens zu einem Selbstverständnis des Menschen aus seiner eigenen Endlichkeit. Die Bedeutung des T. liegt im Leben des je einzelnen Menschen, insofern seine → Existenz über die Welt auf ein Unbedingtes hinausweist, das in ›Grenz-situationen‹ wie dem T. als Transzendenz erfahrbar werden kann (K. JASPERS). Menschl. Existenz ist ›Sein zum Tode‹, ein ›Vorlaufen in den T.‹ (M. HEIDEGGER). Jedoch ist T. nicht unbedingt ein Sinn-geschehen, sondern kann auch als eine Vernichtung jeden Sinngeschehens und als absurde Tatsache (J.-P. SARTRE, A. CAMUS), als Inbegriff der Absurdität menschl. Daseins, aufgefaßt werden.

Die *literar. Gestaltung* des T. ist in erster Linie Ausdruck einer der jeweiligen Epoche und Kultur eigenen Welt- und Sinndeutung, v. a. hinsichtlich der Bewertung einer Transzendenz, von der her der T. begriffen und gedeutet werden kann. Je klarer und verbindlicher im Sinne einer gesamtgesellschaftl. Akzeptanz und Verankerung die Vorstellungen hierüber sind, desto weniger fragwürdig und sinnzweifelnd ist die literar. Darstellung der Todeserfahrung. So ist in der Literatur des europ. MA. der T. nicht nur allgegenwärtige und öffentl. Realität, sondern in erster Linie eine von der christl. Heilsgewißheit her erfahrene notwendige – wenn auch mit Blick auf die Trias Gericht, Himmel und Hölle nicht furchtlos erwartete – Durchgangsstation. Ausdruck dessen ist nicht nur die geistl. Dichtung (z. B. Memento-mori-Gedichte des 11.

und 12. Jh., ›Millstätter Sündenklage‹, 12. Jh.), sondern auch die selbstverständl. Hereinnahme des T. in die Sphäre der held. ›Vita activa‹ sowohl in der althochdt. und mittelhochdt. Heldendichtung (z. B. ›Hildebrandslied‹, 9. Jh.; ›Nibelungenlied‹, um 1200) als auch im höf. Roman (HARTMANN VON AUE, ›Erec‹, 12. Jh.). Einen gewissen Wendepunkt stellt ›Der Ackermann aus Böhmen‹ (um 1400) des JOHANNES VON TEPL dar. Hier triumphiert das lebensbejahende Prinzip vorübergehend über den Tod.

Der mittelalterl. Welt- und Jenseitsdeutung diametral entgegengesetzt und paradigmatisch noch für die Gegenwart ist der literar. Umgang mit dem T. seit dem 18. Jh. Von nun an wird der T. in zunehmendem Maße nicht mehr religiös, sondern säkular gedeutet. Er wird nicht mehr auf ein Weiterleben nach dem T. oder ein Jenseits hin verstanden, sondern erscheint als ein interpretierbares, v. a. ein individuelles Ereignis. Literar. Thema wird daher zunehmend der Prozeß des Sterbens wie auch die gesellschaftl. Umwelt des Sterbenden. Dabei kommt es auch zu einer literar. Neubewertung des Freitodes, der, wie z. B. in GOETHES ›Die Leiden des jungen Werthers‹ (1774, Neufassung 1787), nunmehr eine in früheren Epochen kaum mögliche ästhet. Instrumentalisierung erfährt. Im Übergang vom 19. zum 20. Jh. wird daneben ein Prozeß deutlich, der den T. – wie auch andere existentielle Grunderfahrungen des Menschen – aus den letzten Verbindungen dichter. Bemühungen um Sinnstiftung bzw. Rückbindung an metaphys. Fragestellungen (wie z. B. bei L. N. TOLSTOJ, F. M. DOSTOJEWSKIJ) herauslöst und ihn mehr und mehr zu einer Metapher menschl. Orientierungslosigkeit, Vereinzelung und Ausgeliefertseins macht (so z. B. bei F. KAFKA, A. STRINDBERG, S. BECKETT, T. BERNHARD). Nicht zuletzt hat die im 20. Jh. allgegenwärtige Erfahrung des Massensterbens und -tötens zu einer für den einzelnen unausweichl. Konfrontation mit diesen Ereignissen geführt, die dort, wo sie sich aus der Sprachlosigkeit löste, u. a. in einer komplexen literar. Gestaltung des →Krieges, seiner Schrecken und Folgen ihre Verarbeitung fand.

In der *bildenden Kunst* finden sich seit der Antike die vielfältigsten Personifikationen des T. In der griech. Kunst erschien er z. B. als geflügelter Jüngling (Thanatos, der Bruder des Schlafes Hypnos) oder als Genius mit gesenkter Fackel. In der Spätantike trat der T. auch als Skelett auf, das als Memento mori, aber auch als Aufforderung, das Leben zu genießen, gedeutet wurde. Die christl. Ikonographie des MA. personifiziert den T. als von CHRISTUS besiegte Gestalt und als Töter der Menschen. Dabei erscheint der T. in der roman. Tradition meist als Frau, z. B. im Fresko ›Triumph des Todes‹ von F. TRAINI im Camposanto in Pisa (um 1340–50) als Furie mit Fledermausflügeln und Sense. Diese und ähnl. Darstellungen betonen die Gnadenlosigkeit

des T. In N-Europa wurde der T. als Töter der Menschen seit dem Spät-MA. unter dem Eindruck der Pestepidemien zunehmend als verwesender Leichnam oder als Skelett wiedergegeben, oft dargestellt als apokalypt. Reiter oder Kriegsmann (A. DÜRER), auch als Schnitter, Jäger oder Totengräber mit charakterist. Attributen (Schwert, Sense, Pfeil und Bogen). Diese Personifizierungen waren als Warnung vor einem plötzl. T. und als Ermahnung zu einem bußfertigen Leben gedacht. Die das Spät-MA. bewegenden Todesgedanken fanden bildl. Ausdruck v. a. auch im → Totentanz. Diese Darstellung von Menschen jeden Alters und Standes, die mit Toten einen Reigen tanzen, weist auf die Gleichheit aller Menschen vor dem T. hin. Mit der Auflösung des Totentanzes in einen Zyklus von Einzelszenen erfolgte auch die Verselbständigung einzelner Motive, die die Allgegenwart des T. veranschaulichen: ›Der T. und das Mädchen‹ (H. BALDUNG, N. MANUEL), ›Der T. und der Jüngling‹ (HAUSBUCHMEISTER), ›Der T. und die Landsknechte‹ (U. GRAF). Seine Macht vergegenwärtigte bes. eindringlich P. BRUEGEL D. Ä. im ›Triumph des T.‹ (um 1562; Madrid, Prado). Seit dem späten 16. Jh. finden sich T. und Todesallegorien oft an Grabmälern; am aufwendigsten und eindrucksvollsten wurden sie zur Zeit des Barock gestaltet. Der Klassizismus orientierte sich an der antiken Todesauffassung. Etwa von der Mitte des 19. Jh. an entwickelte sich in der profanen Kunst – z. T. unter anderen Aspekten – ein neues Interesse an Todesdarstellungen (R. BRESLIN, F. ROPS, A. BÖCKLIN), das im Symbolismus der Jahrhundertwende seinen Höhepunkt erreichte (M. KLINGER, J. ENSOR). Aber auch im 20. Jh. wird die Todesthematik aufgegriffen, v. a. in der Graphik (KÄTHE KOLLWITZ, A. KUBIN, F. MASEREEL, O. DIX, HAP GRIESHABER, A. HRDLICKA, H. JANSSEN). Schwerpunkte bilden Arbeiten, die die sehr persönl. Auseinandersetzung des Künstlers mit dem T. dokumentieren oder die den Krieg und seine Greuel anklagen.

Weltweit wird der T. auch in der *Musik* thematisiert, verschieden nach Kulturen und Zeiten und in unauslotbarer Unterschiedlichkeit ihrer Faktur, ihres Empfindungs- und Symbolgehalts. Im Mittelpunkt der christlich-europ. Kultmusik steht hier das Requiem, die kath. Messe für Verstorbene (›Requiem aeternam dona eis, Domine ...‹), in die im 13. Jh. die Sequenz ›Dies irae‹ als Hinweis auf das Gottesgericht am Jüngsten Tag eingefügt wurde. Seit dem 15. Jh. (J. OCKEGHEM) ist das Requiem auch mehrstimmig vertont worden mit Höhepunkten bei W. A. MOZART, L. CHERUBINI, H. BERLIOZ und G. VERDI, im 20. Jh. u. a. bei B. BRITTEN, G. LIGETI und I. STRAWINSKY, K. PENDERECKI, H. W. HENZE bis hin zu JAKOB ULLMANN (* 1959) ›Lied des verschwundenen Engels‹ (1989), einer Art Requiem für die Opfer polit. und religiöser Ver-

folgung. Auf ev. Seite sind die ›Musical. Exequien‹ (1636) von H. SCHÜTZ ein überragendes Zeugnis seiner Begräbnismusik, während ›Ein dt. Requiem‹ (1866–68) von J. BRAHMS einen intendiert interkonfessionellen Charakter hat. – In ihrer langen Geschichte, mit Höhepunkt bei J. S. BACH, erfassen die Passionsmusiken das Sterben JESU in immer wieder neuer christolog. Auslegung, zu der auch Werke wie die Passionskantate ›Der Tod Jesu‹ (1755) von C. H. GRAUN oder die Orchesterkomposition ›Die sieben Worte des Erlösers am Kreuz‹ (1785) von J. HAYDN gehören.

Der Totentanz erfaßt seit dem 16. Jh. im Anschluß an poet. und bildner. Darstellungen auch musikalisch den Tanz der Toten oder des T. mit den Lebenden, bis hin zu dem ›Totentanz, Paraphrase über Dies irae‹ (1849) für Klavier und Orchester von F. LISZT und der sinfon. Dichtung ›La danse macabre‹ (1874) von C. SAINT-SAËNS. Zahlreiche andere musikal. Formen und Gattungen gehören in den Bereich der Klage und des Trostes, der Ehrung und des Andenkens angesichts des T., so die Klagemusik des Lamento und der Plainte und bes. das frz. Tombeau des 16. und 17. Jh., ein Instrumentalstück zum Gedächtnis an bekannte Persönlichkeiten, im 20. Jh. wieder aufgenommen durch ›Hommage à ...‹-Kompositionen u. a. von C. DEBUSSY, M. RAVEL, P. BŔLEZ, W. LUTOSLAWSKI und W. RIHM. Auch etwa das Lied (F. SCHUBERT, ›Erkönig‹, ›Der Tod und das Mädchen‹; G. MAHLER, ›Kindertotenlieder‹), die Sinfonie (G. MAHLER, 2. Sinfonie, gen. ›Auferstehungs-Sinfonie‹), das Konzert (A. BERG, Violinkonzert) setzen sich in vielfältiger Weise mit dem T. auseinander. In der Oper reicht die Darstellung des T. vom Racheakt bis zum Liebestod, vom Intrigenmord bis hin etwa zu VIKTOR JOSEF ULLMANN'S (* 1898, † 1944) Theresienstadt-Oper ›Der Kaiser von Atlantis oder Die Todverweigerung‹ (1944) mit ihrer Anspielung auf das Völkermorden HITLERS. Wo immer auch die Musik das Phänomen des T. ins Ästhetische transformiert, stellt sich die Frage, ob T. als Ende der menschl. Existenz überhaupt in der Ästhetisierung durch Kunst faßbar ist.

Soziologische Aspekte

Einstellungen und Verhalten des Menschen zum T. unterliegen gesellschaftl. Deutesystemen, Normen und Gebräuchen. Ein Beispiel für die unterschiedl. Auswirkung solcher sozialen Standardisierungen ist die Wertung des plötzlich eintretenden T. Gilt in unserer heutigen Gesellschaft diese Todesform vielen als ›schöner T.‹, so war im christl. MA. der ›jähle T.‹ extrem angstbehaftet, weil er keine Zeit zur rechten Sterbevorbereitung nach den Regeln der → Ars moriendi ließ. Ein Entwicklungsmodell der Einstellungen des abendländ. Menschen zum T. bietet P. ARIÈS, wobei die einzelnen Phasen nicht als striktes chronolog. Hintereinander

aufzufassen sind: Bis ins 12. Jh. sei der ›gezähmte‹, d. h. der erwartete und auf sich genommene T., dominant gewesen. Ihm folgte der ›eigene T.‹, eine Phase zunehmender Individualisierung zw. dem 13. und 18. Jh., die vom ›T. des anderen‹ mit Schwerpunkt auf den Gefühlen beim Verlust eines geliebten Menschen abgelöst wurde. Die Gegenwart sei durch den ›ins Gegenteil verkehrten T.‹, d. h. den ›verbotenen‹ und ›heimlichen‹ (d. h. aus dem öffentl. Leben ausgegrenzten) T., gekennzeichnet.

Diese Benennungen ARIÈS' gründen auf einer Theorie M. SCHELERS, nach der Arbeits- und Erwerbtrieb sowie Rastlosigkeit als Kennzeichen des modernen Menschen den Todesgedanken verdrängen, und zwar über das Maß der vital zweckmäßigen Todesverdrängung hinaus. In der Verdrängungshypothese wird ein aus der Psychoanalyse stammender Begriff, der das Abdrängen (nicht: Unwirksammachen) unlustbetonter Bewußtseinsinhalte in das Unbewußte durch das Individuum bezeichnet, auf die Gesellschaft übertragen. Stützen findet diese Theorie im Verhalten gegenüber dem Sterben, der Thanatopraxis, der Moderne. Der Umgang mit Sterbenden, Toten und Trauernden wird zunehmend Experten übertragen und verliert damit an Öffentlichkeit. Mehr als die Hälfte aller Sterbefälle – mit steigender Tendenz – sind im Krankenhaus zu verzeichnen (›Hospitalisierung des T.‹). Diese ›Auslagerung‹ und Spezialisierung im Umgang mit Sterben und T. findet jedoch eine Entsprechung in anderen Lebensbereichen (z. B. in der Übertragung von Erziehungsfunktionen aus der Familie auf die Schule und andere Institutionen) und ist nicht nur in einer hochentwickelten Medizin, sondern auch in veränderten Familienstrukturen und Lebensbedingungen begründet. Auch Indizien wie die Tendenz zur sprachl. Verschleierung und Beschönigung des T., die Reduzierung der Artikulationsmöglichkeiten Trauernder auf die Privatsphäre und nicht zuletzt die im Gespräch mit Trauernden sowie mit Kranken und deren Angehörigen über den letalen Verlauf einer Krankheit auftretenden Kommunikationshemmungen weisen auf eine Tabuisierung des T. hin, die mit derjenigen der Sexualität in früherer Zeit verglichen worden ist (ARIÈS).

Von anderer Seite wird die Theorie von der Todesverdrängung in den modernen Industriegesellschaften als zu pauschal und von einer konservativen Kulturkritik bestimmt verworfen (A. HAHN, W. FUCHS); vielmehr wird darauf hingewiesen, daß gerade jene Menschen, die am stärksten mit dem T. konfrontiert sind, viel von ihm reden und daß eine Häufung neuerer wiss. Publikationen T. fast zum ›Modethema‹ werden ließ. Diese Kritik geht jedoch eher vom psychoanalytisch geprägten Begriff der Individualverdrängung aus und trifft daher die Vertreter einer ›sozialen Verdrängung‹ auf ›Weltbildebene‹ (M. HORKHEIMER, T. W. ADORNO, A. NASSEHI, G. WEBER) kaum.

Die Ursache für die gesamtgesellschaftl. Ausblendung der existentiellen Bedeutung der Todesthematik scheint in einer fehlenden umfassenden Sinnggebung des T. als Teil des Lebens und damit in der Struktur der Moderne selbst begründet zu sein. Aufgrund der Differenzierung und Pluralität von Glaubenssystemen, Normen und Werten in der Gesellschaft sind keine universellen Sinndeutungen mehr möglich. Religionen nehmen ihre sinnstiftende Funktion nur noch partiell – auf Teilgruppen beschränkt – wahr. Eine menschlich-existentiell notwendige Sinnggebung des T. scheint somit nur noch »privat« möglich zu sein. Dabei kann das auf sich allein gestellte Individuum entweder aus dem existierenden Angebot religiöser und säkularer Sinndeutungen eine individuell als angemessen erscheinende Lebens- und Todesdeutung auswählen oder intrasubjektiv den eigenen T. durch das eigene Leben bzw. den T. anderer durch deren Leben und die eigene gelebte Beziehung zu diesen Personen deuten. Die grundlegende Alternative der Deutung des T. als eines Sinngeschehens oder als einer absurden Tatsache bleibt dabei bestehen. _

Geistiges Grundlagen Lexikon

Tod und Astralkörper Nach der Befreiung vom physischen und ätherischen Körper gelangt der Mensch mit dem Mental- und Kausalkörper in die Feinstoffliche oder Astrale Welt. Er ist noch im vollen Besitz aller seiner Gefühlsorgane, kann jedoch Wünsche und Leidenschaften rein physischer Natur nicht mehr befriedigen. Wer seine niederen Eigenschaften und ungezügelteten Triebhaftigkeiten in die Astralwelt mitnimmt, wird sehr zu leiden haben.

Der Tod ist die endgültige Trennung der fluidalen Doppelgänger sowie des astralen und mentalen Leibes vom physischen Körper, welcher sich alsbald zu zersetzen beginnt. Der Ätherkörper wird von helllichtigen Menschen oftmals auf den Friedhöfen gesichtet. Unwissende halten ihn fälschlicher Weise für die Seele eines Verstorbenen oder bezeichnen ihn als Gespenst. Diese fluidale Doppelgänger ist jedoch ein harmloser Schatten des physischen Körpers. Sehr bald schon löst er sich im Ätherbereich auf, ohne von sich irgendwelche Erinnerungen oder Manifestationen zu hinterlassen.

Wie wird der Tod zum Freund.

Im Gespräch: Claudia Bausewein

Claudia Bausewein ist für ein Treffen der Deutschen Gesellschaft für Palliativmedizin nach Berlin gekommen. Sie steht am offenen Fenster eines kargen Büroraums in der DGP-Geschäftsstelle in Berlin-Wilmersdorf und spricht energisch, voller Enthusiasmus über ihre Arbeit.

Von Lisa Seelig

Wie gut sind meine Chancen, in einem deutschen Krankenhaus so zu sterben, wie ich es mir wünsche?

Das hängt stark von den Umständen ab. Aber Sterben im Krankenhaus wird immer noch als Betriebsunfall gesehen. Viele Pflegenden und Ärzte überspielen ihre Unsicherheit und Hilflosigkeit, wenn es ums Sterben geht, durch Aktionismus. Die klassische Szene: Sieben Uhr früh, Tür auf, der Pfleger kommt rein, reißt die Vorhänge auf, macht das Licht an, und ruft „Wie geht's uns denn heute?“, und im Zimmer liegt eine sterbende Frau. Der Pfleger versucht unbewusst, mit dieser gespielten Betriebsamkeit seine eigene Unsicherheit zu überdecken.

Auch Ärzte verdrängen das Thema Sterben?

Gespräche, in denen vielleicht die Rede darauf kommt, dass es keine Hoffnung mehr gibt, meiden viele Ärzte. Ich habe schon viele Visiten erlebt, da hat der Chefarzt mit dem Patienten über das Wetter geredet, über sein Golf-Handicap, über Oper, und dann sagt der Patient beim Rausgehen: „Ich habe aber solche Angst“, und der Arzt sagt: „Brauchen Sie nicht, das haben wir schon im Griff“, und ist weg. Ich staune immer, wenn ich Todesanzeigen für meine Patienten in der Zeitung lese, in denen steht „Plötzlich und unerwartet ver-

starb . . .“. Dabei war der Patient schon lange sehr krank.

Die Angehörigen wollen es also oft auch nicht wahrhaben, dass es zu Ende geht?

Das kommt oft vor. Oder aber die Angehörigen können nicht loslassen. Oft ist es tatsächlich so, dass Menschen genau in der halben Stunde sterben, in der die Angehörigen gerade etwas in der Kantine essen, einen Kaffee holen, einmal draußen sind. Viele Angehörige möchten unbedingt dabei sein, wenn es so weit ist. Ich bin davon überzeugt, dass sich das Sterben selbst reguliert. Wenn die Angehörigen zu sehr klammern, mit der Situation ganz schwer zurecht kommen, dann ist die Wahrscheinlichkeit, dass jemand allein stirbt, deutlich größer.

Wollen denn Patienten übers Sterben reden?

Es gibt Patienten, die klar sagen: „Ich habe Angst. Wie ist denn das Sterben?“ So einem Gespräch sollte ein Arzt nicht ausweichen. Ich sage dann, dass ich nicht weiß, wie es in diesem konkreten Fall ablaufen wird, aber biete an zu beschreiben, was von außen betrachtet passiert, wenn man stirbt. Natürlich ist das kein tolles Gespräch, aber es kann beruhigen. Die große Angst, die wir Menschen haben, ist die, in Agonie zu sterben, einen Totenkampf zu erleben.

Und ist diese Angst begründet?

Die meisten Menschen sterben friedlich. In den letzten ein bis drei Tagen vor dem Tod werden sie immer müder und schläfriger, die Wachphasen immer kürzer, irgendwann schlafen sie hinüber. Patienten denken oft, Sterben sei ein schmerzhafter Prozess. Das ist es aber nicht, so weit wir das von außen beurteilen können. Was nicht heißt, dass nicht jemand wegen seiner Erkrankung Schmerzen hat. Da sind die Ärzte gefragt, um diese Schmerzen mit Medikamenten zu lindern. Und Sterben kann seelisch schmerzhaft sein, besonders für die Angehörigen.

Aber oft liest und hört man doch davon, dass sich Sterbende am Ende gequält haben, keine Luft mehr bekommen haben.

Es gibt Symptome, die typisch für die Sterbephase sind. Die Verschleimung der Lunge, das, was Ärzte Rasselatmung nennen, ist eines davon. Wahrscheinlich ist das nicht belastend für die Patienten, wir können sie aber meistens nicht mehr danach fragen. Wenn Angehörige jemanden erleben, der über Tage hinweg diese Rasselatmung zeigt, dann kann das sehr quälend sein. Und genau deswegen muss die Ausbildung von Ärzten darauf ausgerichtet sein, dass sie später wissen, was in so einer Situation zu tun ist. In der Sterbephase bekommen Patienten oft zwei, drei, vier Liter Infusionen täglich – die Wahrscheinlichkeit, dass so ein Patient rasselt, weil in der Lunge mehr Schleim gebildet wird, ist dann sehr hoch. Wenn ich die Infusion reduziere oder ganz absetze, kann ich einen Großteil der Schleimbildung verhindern. Ob sich ein Patient am Ende quält, hängt entscheidend von der Symptomkontrolle ab.

Die Neuregelung der Patientenverfügung ist im vergangenen Jahr nach einem jahrelangen politischen Streit in Kraft getreten: Der Wille des Patienten soll oberste Priorität haben, eine vorhandene Verfügung muss nun in jedem Fall beachtet werden. Kann denn eine Patientenverfügung, die ich jetzt verfasse, später überhaupt nutzen?

Das größte Problem ist, dass ich in einer Patientenverfügung, die ich im gesunden Zustand verfasse, gar nicht weiß, um welche Entscheidungen es irgendwann einmal gehen wird. Wenn jemand Krebs hat und weiß, dass er in den nächsten Monaten oder Jahren daran sterben wird, kann er mit seinem Arzt konkret darüber sprechen, mit welchen Problemen er rechnen muss, und kann in der Verfügung genaue Anweisungen geben.

Haben Sie selbst eine Patientenverfügung aufgesetzt?

Nein, ich habe mich ganz bewusst gegen eine Verfügung entschieden, weil ich jetzt in gesundem Zustand nicht weiß, in was für eine Situation ich später einmal geraten werde. Ich habe aber eine Vorsorgevollmacht ausgefüllt. Ich habe also jemanden, der mir sehr nahe steht, bevollmächtigt, für mich zu entscheiden, wenn ich es nicht mehr kann.

Die Horrorvision der meisten ist es, gegen den eigenen Willen an Maschinen und Schläuchen zu hängen.

Das passiert, weil viele Kollegen die rechtliche Situation immer noch nicht ausreichend kennen und Angst vor einem juristischen Verfahren haben, wenn sie nicht handeln. Einer meiner Patienten litt an einer neurologischen Erkrankung, bei der die Betroffenen an einer Atemlähmung sterben. Man kann am Ende die Atemnot mit Medikamenten lindern und die Menschen friedlich sterben lassen. Mein Patient bekam am Wochenende schlimme Atemnot, und mit den Angehörigen war nicht besprochen, was passieren soll. Der Hausarzt war nicht erreichbar, also riefen sie den Notarzt. Der wusste über die Situation nicht Bescheid und beatmete den Patienten künstlich. So einen Patienten bekommen sie von der Maschine nie wieder weg. Dieser lag dann noch vier Jahre lang voll beatmet zu Hause.

Der ehemalige Hamburger Justizsenator Roger Kusch hat einer Frau, die nicht lebensbedrohlich krank war, aber nicht mehr leben wollte, geholfen zu sterben. Kann man Menschen dazu zwingen, am Leben zu bleiben?

Ich habe viele Gespräche geführt mit Leuten, die zu mir sagten: „Tun Sie was, damit ich nicht mehr leben muss.“ Eigentlich hieß das: „damit ich so nicht mehr leben muss“. Atemnot und schlimme Schmerzen in der Sterbephase sind oft Grund für den Sterbewunsch.

Es gibt aber auch diejenigen, die sich nicht mehr gut fühlen, das Leben als Bürde empfin-

den, die sehr alt und körperlich verschlissen sind und einfach Ruhe wollen?

Ja, wenn man alle aufgezählten Fälle abzieht, bleibt ein sehr, sehr kleiner Prozentsatz übrig. Und da frage ich mich, ob dieser minimale Anteil es rechtfertigt, dass man Gesetze ändert.

Warum ist das Thema Sterbehilfe denn so ein Riesenthema, wenn in den meisten Fällen im Sinne des Gesetzes geholfen werden kann? In Umfragen spricht sich doch immer wieder eine Mehrheit für Sterbehilfe aus.

Wenn Sie jemanden fragen: „Wollen Sie mit starken Schmerzen sterben?“, dann sagt natürlich jeder nein. Bei den Umfragen werden Gesunde befragt, die eine völlig andere Perspektive haben als Kranke. Als Gesunde können wir uns gar nicht vorstellen, was wir alles ertragen können. Wenn wir krank sind, haben wir oft das Glück, dass sich unsere Seele an erstaunliche Situationen und auch an großes Leid anpassen kann.

Wenn in Deutschland Sterbehilfe verboten bliebe, hieße das aber doch, dass es immer Menschen geben wird, die nicht so sterben, wie sie es sich wünschen.

Leben wir denn immer so, wie wir es uns wünschen? Am liebsten wären wir glücklich, reich, gesund und jung. Natürlich werden wir immer eine kleine Gruppe haben, bei denen wir die Symptome nicht gut lindern können, die sehr stark leidet. Die Palliativmedizin kennt noch ein letztes Mittel, nämlich die palliative Sedierung. Man kann den Patienten mit Medikamenten ruhigstellen; er schläft, damit er die Schmerzen nicht aushalten muss. Aber auch das kann ein friedliches Sterben für jeden nicht garantieren.

Befürworter der aktiven Sterbehilfe wie der Schweizer Organisation Dignitas betonen immer die Patientenautonomie, also dass es zur Freiheit des Menschen gehöre, dass er selbst entscheiden kann, wann er stirbt.

Kontrolle hat eine enorme Bedeutung in unserer Gesellschaft. Wir kontrollieren Geburten, wir wollen kontrollieren, wann wir aus dem Leben scheiden. Die Frage aber ist doch, welche Entwicklung droht: dass der soziale Tod in Suizid mündet. Welcher Druck kommt da auf alte Menschen zu? Der Druck, die Angehörigen nicht zu belasten, der Druck, das Geld fürs Pflegeheim nicht zu haben. Es wird immer Patienten geben, die sagen: Ich kann es nicht aushalten, abhängig zu werden, die letzte Autonomie, die Entscheidung über mein Sterben will ich haben. Dagegen kann ich nichts sagen. Aber es rechtfertigt meiner Ansicht nach nicht eine Öffnung hin zur aktiven Sterbehilfe.

Über das Thema Sterbehilfe wird offen diskutiert. Ansonsten, heißt es doch immer, würden westliche Gesellschaften wie unsere den Tod verdrängen.

Es gibt einen faszinierenden Text vom jungen Mozart, der sinngemäß lautet: „Ich mache mich mit dem Tod vertraut, ich mache ihn zu meinem Freund, damit er mich später nicht so überrascht.“ Die Frage ist: Sind wir glücklich, wenn wir ihn verdrängen und ihn am Ende als letzte große Überraschung erleben? Aber auch, wer sich sein Leben lang mit dem Tod beschäftigt, hat keine Garantie auf ein friedliches Sterben. Die gibt es nicht. Man könnte meinen, dass gläubige Menschen, für die Sterben eine andere Dimension hat, weil sie an ein Leben nach dem Tod glauben, leichter sterben. Das ist überhaupt nicht so! Ich habe Menschen erlebt, die ihr ganzes Leben lang tiefgläubig waren und am Ende so sehr gehadert haben. Und andere, die noch nie in ihrem Leben eine Kirche von innen gesehen haben und total friedlich gestorben sind.

Kann ich denn durch einen bewussten Umgang mit dem Thema Sterben dafür sorgen, dass es mir am Ende leichter fällt zu gehen?

Nein. So unterschiedlich Menschen sind, genauso unterschiedlich sterben sie. Ich habe Pa-

tienten erlebt, von deren Gelassenheit ich beeindruckt war, die alles sortierten, Briefe an die Enkelkinder schrieben – und die dann, als es ans eigentliche Sterben ging, am Ende doch nicht loslassen konnten. Bei manchen ist es genau umgekehrt. Ich habe eine sehr berührende Erinnerung an eine junge Patientin von Anfang Dreißig. Sie litt an Gebärmutterhalskrebs und hatte nur noch einige Wochen zu leben. Sie wollte, so schien es, ihre Situation nicht wahrhaben, plante weiter ihr Leben, plauderte über Reisen. Das ganze Team rang mit sich, aber sie war so fest und klar – niemand traute sich, etwas zu sagen. Als ich einmal mit ihr sprach, sagte sie: „Ich weiß es ganz genau, aber ich halte es nicht aus, immer drüber zu reden.“ Das Team ließ sie in Ruhe. Sie war noch vier Wochen bei uns, lag mit ihrem Mann auf einem kleinen Balkon in der Sonne, die beiden wirkten wie ein Sommerfrische-Ehepaar, dann ist sie gestorben. Der Mann sagte mir später, es seien die schönsten und wertvollsten Wochen ihres Lebens gewesen.

Zur Person

- Claudia Bausewein wird am 14. Januar 1965 in München geboren. Dort studiert sie Medizin und kommt Mitte der achtziger Jahre mit der Arbeit der Pionierin der Hospizbewegung, der Britin Cicely Saunders, in Berührung.
 - Sie engagiert sich in dem 1985 in Deutschland gegründeten Christophorus Hospiz Verein. Nach ihrem Studium baut sie am Städtischen Krankenhaus München-Harlaching eine Palliativstation auf, die sie später leitet.
 - Seit 2004 ist sie Vizepräsidentin der Deutschen Gesellschaft für Palliativmedizin. Zurzeit ist sie Research Fellow am Department of Palliative Care, Policy and Rehabilitation des King's College London.
-

Über die Angst vor dem Tod

Nächdenken über das Ende: *In seinem Buch „Nichts, was man fürchten müsste“ stellt sich Julian Barnes der Problematik des Todes und begibt sich auf eine Reise durch die Ideengeschichte der Menschheit*

Von unserem Redaktionsmitglied
HERBERT SCHEURING

Die meisten Menschen reisen durch das Leben, als ob der Tod ein weit entferntes Land sei, das sie nicht betreten müssten. Dabei gibt es nur ein Ereignis, das mit hundertprozentiger Sicherheit auf alle wartet – der Tod. Aber was ist der Tod? Die Auslöschung des eigenen Selbst, das unwiderrufliche Ende? Der Beginn von etwas Neuem? Die Heimkehr zu Gott? Selbst Menschen, die für sich eine Antwort auf diese Frage gefunden haben, werden mitunter von Zweifeln heimgesucht. Denn der Tod entzieht sich menschlicher Erfahrungsmöglichkeit und Vorstellungskraft. Dieses Ausgeliefertsein an das Unbekannte beunruhigt, löst Angst aus. Aber Angst wovor? Vor dem Tod selbst? Oder nur vor dem Sterben? Und was heißt hier „nur“?

Auf die Frage, was er vom Tod halte, hat der Filmregisseur Woody Allen einmal gesagt: „Ich bin dagegen!“ Und: „Ich habe keine Angst vor dem Sterben. Ich möchte nur nicht dabei sein, wenn es passiert.“ Der britische Schriftsteller Julian Barnes bezeichnet sich dagegen als einen Menschen, „dem das Sterben nichts ausmachen würde, sofern ich hinterher nicht tot wäre.“ Die Vernichtung der eigenen Existenz mache ihm am meisten Angst, schreibt Barnes. Kurz darauf korrigiert er sich

jedoch, bekennt, dass er sich auch vor dem Sterben fürchtet, und zählt die unterschiedlichsten Todesarten auf, die ihm Angst einjagen – vom langsamen körperlichen und geistigen Verfall bis hin zum gewaltsamen Tod. Also das ganze Programm. Wie ist also der Titel von Barnes Buch über den Tod – „Nichts, was man fürchten müsste“ – zu verstehen? Ist es Ironie? Oder das sprichwörtliche Pfeifen im Wald? Vermutlich beides.

Die Angst vor dem Tod begleitet Barnes schon seit seiner Kindheit, raubte ihm oft den Schlaf. Als er das erste Mal einen Toten aufgebahrt sah, weigerte er sich, bis vor den Sarg zu treten: „Ich spähte nur durch die Scheiben der Flügeltüren und redete mir ein, das geschehe aus Taktgefühl; dabei war es nichts als Angst.“ Barnes, als Autor eher komischer Romane wie „Flauberts Papagei“ bekannt geworden, hat in einem 333 Seiten langen Essay den Tod, über den er – heute 64-jährig – sein ganzes Leben lang nachgedacht hat, zum alleinigen Thema gemacht. Er mischt biografische Skizzen, in denen er vom Sterben Familienangehöriger berichtet, mit philosophischen und naturwissenschaftlichen Betrachtungen, die das Rätsel des Todes zu ergründen versuchen, zitiert Schriftsteller, die er als seine geistigen Verwandten betrachtet: Stendhal, Gustave Flaubert, Jules Renard und andere mehr.

Sein Versuch, Trost oder zumindest neue Erkenntnisse zu gewinnen, führt Barnes bis in die Antike zurück. Schon damals war die Frage, was nach dem Tod kommt, umstritten. Plato glaubte, der Mensch habe eine unsterbliche Seele und nach dem Tod werde alles besser. Epikur war davon überzeugt, nach dem Tod komme gar nichts mehr. Für die platonische Idee, für religiöse Vorstellungen überhaupt, fehlt Barnes der Glaube. Und die Einschätzung Epikurs bestätigt ihn nur in seiner Angst: dass der Tod das unwiderrufli-

che Ende bedeutet. Religion kann die Angst vor dem Tod nehmen. Vermutlich, meint Barnes, glauben Menschen nur deshalb an die Unsterblichkeit, weil sie Angst vor dem Tod haben und drin-

gend des Trostes einer jenseitigen Welt bedürfen. Für diese Art von Trost jedoch ist Barnes nicht empfänglich, wie er schreibt: „Ich glaube nicht an Gott, aber ich vermisse ihn.“

Mit dem Philosophen Montaigne (1533-1592) beginnt das moderne Nachdenken über den Tod. Er bot über die Tröstungen des Glaubens hinaus auch weltliche Einsichten an, die dem Tod seinen Schrecken nehmen sollen. Aber auch diese überzeugen Barnes nicht. Montaigne fragt: Wozu klagen, dass man sein Leben lassen muss, wenn alle anderen es auch lassen müssen? „Stimmt, und einige von denen sind darüber bestimmt genauso sauer wie ich“, hält Barnes dem entgegen. Und auf die Frage: Was willst du eigentlich genau, wenn du dich gegen den Tod auflehnt - willst du ein ewiges Leben hier auf Erden, und das zu den momentan geltenden Bedingungen?, entgegnet er: „Das Argument leuchtet mir ein, aber wie wäre es mit ein bisschen ewigem Leben? Einem halben? Okay, ich nehme auch ein viertel.“

Wie Montaigne in seinen „Essais“ nähert sich Barnes dem Tod immer wieder aus neuen Perspektiven, stellt vermeintliche Wahrheiten in Frage, überprüft eigene Standpunkte, zieht andere Möglichkeiten in Betracht. Ein Priester sagte einmal zu Barnes: „Sie glauben doch nicht, ich würde das alles auf mich nehmen, wenn ich am Ende nicht in den Himmel käme?“ Barnes ist von diesem berechnenden Denken ebenso beeindruckt wie entsetzt und fragt: Was wäre, wenn Gott ganz anders ist, als wir ihn uns vorstellen? Wenn er die Einhaltung vieler Glaubensregeln gar

nicht fordert? Wenn er nicht so kleinkariert ist wie das Bild, das viele sich von ihm machen? „Womöglich“, meint Barnes, „liebt Gott ja den ehrlichen Zweifler mehr als den berechnenden Schleimer.“

Das Gottesbild, das sich Menschen zu unterschiedlichen Zeiten gemacht haben, stellt Barnes immer wieder in Frage. Die Todesfurcht sei heute an die Stelle der Gottesfurcht getreten, weil wir „den rachsüchtigen Gott zurechtgestutzt und als unendlich Gnädigen neu vermarktet“ haben, schreibt er: „Mit dem Tod können wir das nicht machen.

Der Tod lässt nicht mit sich reden oder durch schöne Worte in etwas anderes verwandeln; er weigert sich einfach, an den Verhandlungstisch zu kommen.“ Und weil das so ist, weil

die Angst vor dem Tod, dem großen Unbekannten, beunruhigt, wird er weitgehend aus dem Leben verbannt. „Wir machen den Tod heute so unsichtbar wie möglich und zum Bestandteil eines Vorgangs – vom Arzt über das Krankenhaus bis zum Bestattungsunternehmen und Krematorium – indem uns Fachleute und Bürokraten sagen, was wir zu tun haben, bis wir uns dann endlich selbst überlassen sind – Überlebende, die mit einem Glas in der Hand herumstehen, Dilettanten, die das Trauern lernen.“

Die Trauer spielt in dem Buch übrigens kaum eine Rolle. Barnes' Gedanken kreisen vornehmlich um den eigenen Tod, um das Ende der eigenen Existenz. Dabei ist der Schrecken des Todes viel breiter gefächert: Es gibt Menschen, die ihren Tod weniger fürchten als den ihnen nahestehender Personen. Aber das ist ein anderes Thema. Als Barnes die Arbeit an seinem Buch beendet hatte, starb seine Frau an einem Gehirntumor.

Nichts, was man fürchten müsste? Es gibt eigentlich im Zusammenhang mit dem Tod

nichts, was Barnes nicht fürchtet, wie sein Buch – das Dokument eines lebenslangen Versuches, das Unbegreifliche zu verstehen – belegt. Theologische, philosophische oder naturwissenschaftliche Erklärungen, die mit dem Tod versöhnen wollen, überzeugen Barnes nicht. Er könne zwar nachvollziehen, schreibt er, dass ohne Tod kein Leben möglich wäre; dass erst durch den Tod zusammenbrechender Sterne Planeten entstehen konnten. Wir Menschen sind Teil dieses Planeten, Teil des Universums. Warum widerfährt uns der Tod? Weil uns das Universum widerfährt, meint der Theologe John Bowers. Dies sei nachvollziehbar, räumt Barnes ein, und trotzdem „hat sich mein Verständnis für all das nicht weiterentwickelt – etwa in Richtung Akzeptanz, geschweige denn Trost.“ In den 50 Jahren seines Nachdenkens über den Tod habe er nicht mehr Wissen erlangt, schreibt Barnes, sondern nur ein größeres Bewusstsein seiner Unwissenheit.

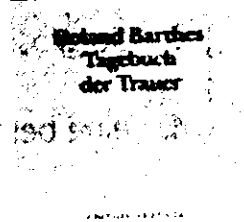
Gläubige werden an diesem Buch keinen Gefallen finden, weil es Fragen stellt, die sie für sich selbst schon beantwortet haben. Ungläubige werden vermutlich ebenso wenig

Freude daran haben, da für sie der Tod kein Rätsel darstellt und sich für sie die Frage des Weiterlebens nach dem Tod gar nicht stellt. Sie stellt sich aber doch – und gerade Julian

Barnes stellt sie immer wieder. Sein Buch über den Tod ist das Bekenntnis eines Zweiflers, der nicht gläubig ist, aber das für ihn Unglaubliche doch nicht für gänzlich unmöglich hält. Barnes' Romanessay bietet einen Querschnitt durch nahezu alle Gedanken, die von den frühesten Zeiten an über den Tod gedacht wurden. Eine ehrliche, sehr persönliche, mit Zitaten und Anekdoten gespickte Bestandsaufnahme, die ein schweres Thema mit erzählerischer Leichtigkeit behandelt. Eines der lebendigsten Bücher, die über den Tod geschrieben wurden.

Bücher über Tod und Trauer

Roland Barthes:
Tagebuch der Trauer,
Hanser Verlag, 272
Seiten, 21,50 Euro:
Nach dem Tod sei-
ner Mutter hat der
französische Philo-
soph Roland Barthes
auf rund 250 Zetteln
seine Gedanken
festgehalten, die um
die Tote und seine
Trauer kreisen. Die Notizen, die nicht zur
Veröffentlichung bestimmt waren, wur-
den nun 30 Jahre nach Barthes' eigenem
Tod herausgegeben. Ein sehr persönliches
Dokument, das die Grenze zwischen der
Trauer und der Sprache abtastet.

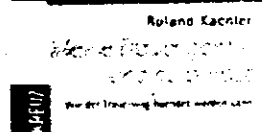


Sally Nicholls: Wie
man unsterblich
wird. Jede Minute
zählt, Deutscher Ta-
schenbuch Verlag,
198 Seiten, 8,95
Euro: Sam ist elf
Jahre alt, hat Leu-
kämie und wird bald
sterben. Zusammen
mit seinem ebenfalls
krebserkrankten Freund



Felix erstellt er eine Liste der Dinge, die
er gerne noch erleben will. Gemeinsam
arbeiten sie diese Liste ab. Sally Nichols
hat eine wunderbare Erzählung darüber
geschrieben, wie Abschiednehmen im
Angebot des Todes gelingen kann.

Roland Kachler:
Meine Trauer geht –
und du bleibst. Wie
der Trauerweg be-
endet werden kann,
Kreuz Verlag, 158
Seiten, 14,95 Euro:
Immer noch wird
vielen Trauernden
geraten, sie müssten
geliebte Tote „los-
lassen“. Der Psycho-
therapeut Roland Kachler dagegen be-
tont in diesem Buch den Gedanken, dass
die Liebe bestehen bleiben darf und so
dazu beiträgt, eine neue innere Bezie-
hung zu geliebten Verstorbenen zu schaf-
fen und die Trauer zu überwinden.



Julian Barnes:
Nichts, was man
fürchten müsste,
aus dem Englischen
von Gertraude
Krueger, Kiepen-
heuer & Witsch Ver-
lag, 333 Seiten,
19,80 Euro.

Sterben dürfen

Der Bestattungsunternehmer *Fritz Roth* hilft anderen Menschen bei der Trauerarbeit. Nun ist er selbst mit einer unheilbaren Krankheit konfrontiert. Eine Selbstbefragung

Unsere Lebensuhren ticken, das wird uns immer dann bewusst, wenn wir von der tödlichen Erkrankung eines Familienmitgliedes oder Freundes erfahren. Dann tickt die Uhr auf

einmal lauter. Wir haben alle Angst davor, selbst eines Tages eine schlimme Diagnose zu bekommen. Es sind nicht immer die anderen, die es trifft. „Herr Roth, die dunklen Stellen auf Ihrer Leber sind Metastasen“, hat mein Arzt mir im März dieses Jahres sagen müssen. In diesem Moment hört man nicht nur das Ticken, dann läuft der Countdown: drei Monate, sechs Monate, ein Jahr! Die Begrenztheit des Lebens macht jede Sekunde kostbar.

Eben noch mit beiden Beinen mitten im Leben. Und von einer Sekunde zur anderen mit einem Bein im Grab. Ich saß mit meiner Frau und meiner Schwester auf der Heimfahrt schweigend im Auto und weinte. Diese beiden wunderbaren Frauen machten nicht viele Worte. Sie waren einfach nur da und das war gut so. Und sie werden auch da sein, wenn es zu Ende geht. Machen wir uns nichts vor, mit uns allen wird es irgendwann zu Ende gehen. Nur ich weiß jetzt, dass dieser Tag schon bald kommen kann. Manchmal bin ich nah dran zu verzweifeln. Aber ich habe noch keine Sekunde daran gedacht zu resignieren.

Seit meiner Krebsdiagnose erfülle ich mir viele Wünsche, die eigentlich erst in einigen Jahren auf der Agenda standen. Eine Reise zur Seidenstraße, die Vergrößerung meines Friedhofs, den Bau des „Hauses der Klage“. Mehr Zeit mit meinen Kindern und Enkelkindern. Ich habe immer sehr bewusst und intensiv

gelebt. Carpe diem – pflücke den Tag – ist mein Lebensmotto. Und das wird bis zu meinem letzten Atemzug so bleiben. Ich möchte für ein Thema streiten, das wir wie Trauer und Tod aus dem öffentlichen Bewusstsein oft genug verdrängen: Es geht um Sterbehilfe.

Die Liebe, Aufmerksamkeit und Wertschätzung, die ich von meiner Familie, von Freunden, Bekannten und auch vonseiten der Medien bekomme, seit bekannt wurde, dass ich unheilbar an Leberkrebs erkrankt bin, berührt mich tief. Ich danke allen, die mir in den letzten Wochen zugehört, mich in ihre Sendungen eingeladen und über mich geschrieben haben. Während der Gespräche gab es immer wieder bewegende Momente.

Bisher war mein Lebensthema Trauer. Menschen kamen immer dann zu mir, wenn sie einen Trauerfall in der Familie hatten oder sich aus anderen Gründen für das Thema interessierten. Trauernden zu helfen und Menschen mit dem Tod vertraut zu machen, hat einen Großteil meines Lebensglückes ausgemacht. Ich liebe meinen Beruf. Eine neue Trauerkultur nicht nur zu fordern, sondern sie mit zu gestalten, ist für mich eine große Erfüllung.

Ich versuche, Menschen Mut zu machen, sich ihre Toten und die damit verbundenen Gefühle von niemandem stehlen zu lassen. Ich ermuntere sie, die mit dem Verlust entstehenden Bedürfnisse nach Ausdruck anzunehmen. Wenn ich liebe, trage ich eine „rosa-rote“ Brille, die mir auf einmal neue Blickwinkel eröffnet. In der Trauer trage ich eine „schwarz-rote“ Brille, die mir neue Einblicke auf die wirklich wichtigen Dinge des Lebens vermittelt. So kann ich in meiner Trauer entdecken, was wirklich wertvoll, oder besser noch, „voller Werte“ ist.

Wer seinen Ehepartner, seinen Vater, seine Mutter, sein Kind oder einen guten Freund

verliert, muss sein Leben neu ordnen. Der Verlust eines geliebten Menschen hinterlässt eine Lücke. Was hätte man noch alles zusammen erleben können, was wollte man dem Verstorbenen nicht alles noch sagen. Es sind die verpassten Chancen, vielleicht sogar die Trauer über unser eigenes, manchmal ungelebtes Leben, die wehtun. Der Tod zeigt uns, wie schnell die Zeit vergeht, wie unwiederbringlich vieles im Leben ist.

Meinen eigenen Tod vor Augen, erfülle ich mir nicht nur Wünsche und versuche noch einige Träume zu realisieren, ich würde gerne noch einmal eine gesellschaftliche Diskussion anschieben. Die Vorstellung, an Schläuchen zu hängen und von der Funktionsfähigkeit einer Maschine abhängig zu sein, ist schlimm. Natürlich möchte ich schmerzfrei sterben. Das ist heutzutage kein Problem. Aber ich möchte auch bewusst sterben.

Es wäre eine große Erleichterung, über meinen eigenen Tod selbst entscheiden zu können. Ob ich die Entscheidung fälle, steht auf einem anderen Blatt. Ich möchte es nur dürfen. Wenn es ans Sterben geht, möchte ich meine Würde und meine Mündigkeit behalten. Ich finde es bedenklich, wie wir versuchen, alles per Gesetz zu regeln, den Anfang und das Ende des Lebens. Dass meine Frau aus dem Zimmer gehen muss, um sich nicht strafbar zu machen, wenn sie mir etwas gibt, damit ich mein Leben würdevoll beenden kann – ich halte das für menschenunwürdig.

Ich will mir nicht selber das Leben nehmen, aber ich möchte darüber nachdenken können, es müsste ermöglicht werden dürfen. Dafür sollte ich nicht in die Schweiz fahren, sondern das zu Hause tun können, vielleicht dabei aus dem Fenster schauen oder was immer mir noch möglich ist.

Meine Lebenssituation kann sich schnell ändern. Im Moment fühle ich mich gut und bin voller Tatendrang. Das kann schnell an-

ders sein, dann macht mir der Krebs vielleicht wirklich Angst, weil ich mich vor Schmerzen krümme. Ich werde vorbereitet sein.

Der Autor führt die „Private Trauer Akademie“ in Bergisch-Gladbach; am 10.11. wird seine Ausstellung „Ein Koffer für die letzte Reise“ in Berlin eröffnet. Er bat 100 Menschen, einen solchen Koffer zu packen

Ich möchte schmerzfrei
sterben. Das ist heutzutage
kein Problem. Aber ich
möchte auch bewusst sterben

Weisheitslehre der lebendigen Ethik

UNBEGRENZTHEIT II 1930
(Russisch, Englisch, Polnisch, Deutsch)

100. Nun wollen wir vom Tod sprechen:

Der Tod bedeutet nicht mehr als ein Schneiden der Haare, wo ebenfalls Materie abgegeben wird. Die Frage der Führungen wird durch das Gesetz von Anziehung und Abstoßung gelöst. Abgeben und Helfen sind in der geistigen Welt stark wirksam.

Jeder Anruf erhält Antwort. Jeder Ruf findet ein Echo. Auf den Fragenden kommt es an.

Man kann hohe Kräfte herbeiziehen und um sich haben, aber auch die niedrigsten Geister können sich festigen. Man erhält das, was man wünscht. Sobald die Menschen die Nützlichkeit des reinen Gebens verstehen, werden sie Reichtümer erhalten.

Der Geist gleicht dem Licht der Schönheit der Sterne. Doch wenige Geister vereinigen sich mit dem Licht, die meisten von ihnen verbleiben im Astralkörper. Es ist besser, wie ein Stern zu leuchten und das Wissen
